

it

Lese-
probe

Die
Stunde
der
Liebenden

ROMAN

LUCY FOLEY



Lucy Foley, 1986 in Sussex geboren, hat Englische Literatur in Durham studiert und ihren Masterabschluss in Moderner Literatur an der Universität in London gemacht. Sie arbeitete einige Jahre als Lektorin und schrieb währenddessen ihren ersten Roman, *Die Stunde der Liebenden*. Lucy Foley lebt in London, bereist die Welt und arbeitet an ihrem zweiten Roman.

LUCY FOLEY

Die Stunde der Liebenden

Gekürzte Leseprobe

Hertfordshire, August 1928

Der Garten summt vor Leben. Erwartung liegt in der Luft. Hier sind Menschen, die leichtsinnige Dinge vorhaben, törichte Dinge, die sie später vielleicht bedauern. Obwohl es genau darum geht, nichts zu bedauern. Denn das Zeichen, unter dem die Party steht, ist die Jugend. Nicht alle Gäste sind jung, aber das macht nichts – mit der richtigen Haltung lässt Jugend sich leicht simulieren. Es ist die Haltung, die zählt. Sie liegt in den blassen Knien, die unter Kleidersäumen hervorblitzen, im Champagner, der aus klirrenden Gläsern schäumt, im Dschungelrhythmus der Trommeln. Vor allem aber liegt sie im Tanz – schnell, zu schnell, als

dass einzelne Bewegungen zu erkennen wären, alles, was sich wahrnehmen lässt, ist eine Art hysterischer Nebel, brodelnd, glänzend von Schweiß.

Tom ist kein Tänzer. Zumindest nicht ohne vorher einige Gläser Champagner getrunken zu haben, deren erstes er gerade durstig leert. Der lange, dünne Stiel und die weite Schale mit ihrem zerbrechlichen Rand sind jedoch nicht dafür entworfen, den Inhalt hastig hinunterzustürzen, und so schafft er es, sich einen Großteil über die Hemdfrent zu schütten, worauf der Stoff ihm jetzt durchsichtig auf der Haut klebt.

Tom ist überfordert. Er war noch nie auf einer solchen Veranstaltung. Sie ist von der Art, über die man sonst in den Gesellschaftskolumnen liest: die reiche, betrunkene Jugend, die sich unverschämt danebenbenimmt; »die Jungen und Schönen«. Er selbst ist nur ein »Mitgebrachter« – der Gast seines gut vernetzten Bekannten Roddy aus Oxford. Sie sind jetzt beide schon seit einem Jahr dort, und Tom ist nicht ganz überzeugt, dass ihre Freundschaft bis zum Abschlussexamen halten wird, da die beiden praktisch nichts miteinander verbindet, und doch sind sie jetzt gemeinsam hier. »Du siehst gut aus«, hatte Roddy erklärt. »Du wirst die Mädels anziehen, und dann kreuze ich auf und schnappe sie mir.«

Das Thema des Abends lautet »Arabische Nächte«. Tom trägt einen Fez und eine Art Überwurf, verziert

mit Spiegelscherben und bunten Perlen. Beides hat er in einem Antiquitätengeschäft in Islington gefunden. Die Teile rochen nach Mottenkugeln und der tückischen Feuchtigkeit alter Räume, doch er war stolz auf seine Entdeckung, allerdings auch im Zweifel, ob er womöglich übertrieb.

Er hätte sich keine Sorgen machen müssen: Die anderen Gäste wetteifern offenbar im Übertreiben. Bei der Ankunft hat Roddy ihm die Gastgeberin gezeigt – Lady Middlesford, in scharlachfarbenen Chiffon gehüllt, mit den Schätzen des Orients beringt und behängt und das Gesicht unter einem Schleier im selben Rot, von dem tausend metallene Schmuckstücke baumeln und wie winzige Glöckchen klingeln. Eine Frau lächelt ihn an, die unpassend blassblauen Augen rußig mit Kajal umrandet. Und an der Tür zum Garten steht eine Odaliske, der Bauch nackt bis auf einen funkelnenden Rubin als Verzierung.

Sobald die beiden Männer in den Garten hinausgetreten waren, hat Roddy Tom stehen lassen, angeblich um Getränke zu besorgen, aber seitdem ist fast eine Stunde vergangen.

Eine Frau wendet sich an Tom. »Haben Sie Feuer, mein Lieber?« Ihr Akzent ist hoheitsvoll, von glasklarer Präzision, der Inbegriff englischer Oberklasse, auch wenn ihr Kostüm – weite seidene Pluderhosen und ein

fuchsfarbenes enges Leibchen – wie die reinste Scheherazade-Imitation wirkt. Ein Koboldgesicht, nicht hübsch, zu verkniffen um die Augen, mit zu langen Schneidezähnen, aber dennoch interessant. Ein androgyner Spatzenkörper und ein in Wellen gelegter Bubikopf, der gerade die Ohren bedeckt, in einem unmöglich grellen Aprikot. Dann plötzlich erkennt er sie. Er liest die *Mail* nicht regelmäßig, aber man müsste schon ein Einsiedler sein, um diese »Junge Schöne« nicht zu kennen. Babe Makepeace: »einundzwanzig und widmet sich allein dem Vergnügen«. Er holt sein Feuerzeug aus der Tasche. Sie hebt die Zigarette an die Lippen, ihr lustiges kleines Gesicht zieht sich zusammen, während sie tief inhaliert.

»Sie sind ein Schatz.« Sie gibt ihm einen spielerischen Stups gegen den Arm. »Wie heißen Sie?«

»Thomas. Thomas Stafford.«

»Nun, Thomas ... Tommie ... möchten Sie mit mir tanzen?« Sie blickt durch die edelsteingeschmückten Schlaufen ihres Kopfschmucks erwartungsvoll zu ihm hoch.

»Das wäre wunderbar ... aber vielleicht später? Ich bin kein großer Tänzer.«

»Wie Sie wollen, Tommie.« Bevor noch einer von ihnen ein weiteres Wort sagen kann, wird sie von einem anderen beherzt um die Taille gefasst und ins Gedränge der Tanzfläche gezogen.

Er wendet sich den hitzigen Tänzern zu. Mitten in der Menge entdeckt er einen vertrauten Rotschopf: Roddy. Da ist er also. Und dann sieht er sie. So wie sie tanzt, muss er an die Bewegung eines Schwans denken, an die energische Kraft unter dem Wasser und das sanfte Dahingleiten auf der Oberfläche. Sie geht mit der Musik, sie bewegt sich darin, schwebt über ihr. Die nackte Haut ihrer Arme ist blass und leuchtet im Schein des Windlichts, ihr Haar ist dunkel und unterhalb der Ohren gestutzt. Selbst aus der Entfernung glaubt er zu wissen, dass ihr Nacken so weich und samtig wie Katzenfell sein muss. Sie ist schlicht faszinierend. Und da ist noch etwas anderes – etwas, das über ihr bloßes Auftreten hinausgeht. Sie erscheint ihm ... wie? Vertraut. Doch er bekommt dieses Gefühl des Wiedererkennens nicht richtig zu greifen.

Er versucht, ihr Gesicht genauer zu sehen. Er erhascht jedoch nur unvollständige, flüchtige Blicke. Schließlich beendet die Band ihr Stück, schrill und abrupt, und beginnt eine neue, langsamere Melodie. Die Tänzer strömen zur Bar, schweißnass, mit glasigem Blick und selig erhitzt. Und auch sie geht davon, lächelt Roddy an und schüttelt seine Hand, die auf ihrem Arm gelandet ist, höflich ab. Sie kommt in Toms Richtung, aufs Haus zu. Tom holt unsicher Luft. Soll er sich mit ihr unterhalten? Er hat kein Talent, mit Frauen zu re-

den. Da er Schwestern hat, sollte er eigentlich darin geübt sein, doch als Jüngsten haben sie ihn oft gepiesackt, und er hat eher den Eindruck gewonnen, Frauen seien beängstigende, überspannte Wesen.

Als sie näher kommt, sieht er, dass ihre Schönheit auf charmante Weise unvollkommen ist. Ihr Mund ist etwas zu breit für das zarte Gesicht mit der kleinen, schmalen Nase und den dunklen Augen. Sie ist größer als die meisten anderen Frauen hier und eher mager – »dürr« würde seine Schwester Rosa vielleicht sagen.

Sie ist nur noch wenige Schritte entfernt, und er weiß, dass er sie anstarrt, sie wird ihn jede Sekunde bemerken, und er wird wie ein Idiot aussehen. Gerade noch rechtzeitig senkt er den Blick. Er spürt seinen Herzschlag in den Ohren. Sie geht an ihm vorbei, geht einfach vorbei, und der silberne Stoff ihres Kleides streift sein Bein. Es ist nur eine winzige Berührung, aber jeder Nerv in seinem Körper vibriert.

»Tom?«

Zunächst glaubt er an Einbildung und blickt nicht auf.

»Aber Sie *sind* es doch, oder? Tom Stafford?«

Als er den Kopf hebt, steht sie direkt vor ihm, ihr Gesicht auf gleicher Höhe mit seinem. Ihre Nase ist aufs Zarteste mit Sommersprossen gesprenkelt, und ihre Augen haben eine ganz und gar ungewöhnliche

Farbe, nicht dunkel, wie er dachte, sondern von einem eigentümlich quecksilbrigen Grau. Er räuspert sich. »Ja ... richtig.« Seine Stimme kommt ihm komisch vor, wie ein Instrument, das in einer falschen Tonart gespielt wird. »Würden Sie mir die Frage gestatten, wie ...?«

»Ach, Tom, ich kann es nicht glauben!« Ihr Lächeln ist strahlend, fröhlich. Und mit einem Mal wird aus dem beunruhigenden Gefühl des Wiedererkennens Gewissheit.

»Alice?«

Kate

London, Mai 1986

Wie soll ich meine Mutter beschreiben?

Sie war klein, aber sehr stark. Stark in dem Sinne, dass sie mit makelloser Anmut und Präzision stundenlang tanzen konnte, auch wenn jeder Muskel ihres Körpers vor Schmerz brannte, wenn das Blut ihrer zerquetschten Zehen in die Holzklötzchen sickerte, die sie stützten, selbst wenn sie, geblendet von der hellen Bühnenbeleuchtung, hochgehoben und gedreht wurde. Aber auch in dem Sinne, dass sie fähig war, ihre Situation zu akzeptieren – ausgesetzt, elternlos – und daraus Stärke zu ziehen, das wesentliche Element des June-

Darling-Märchens. Die Dinge, die nur ich über sie weiß, möchte ich nicht beschreiben. Denn sie sind das, was mir geblieben ist, was ich in Ehren halten kann. Außerdem interessieren sich die Leute für das, was über das Tanzen und das Märchen hinausgeht, nicht besonders.

Ich bin mir sicher, Sie werden von meiner Mutter gehört haben. Selbst Menschen, denen das Ballett fremd ist, kennen ihren Namen – als sie starb, hatte sie diese Stufe internationalen Ruhms erreicht. Und in jener Nacht, als das Flugzeug vom Himmel trudelte, als wäre es aus Papier und Zahnstochern gemacht, in ebenjener Nacht, in der sie starb, hörten schließlich auch die wenigen von ihr, die sie bis dahin nicht gekannt hatten. June Darling, das tanzende kleine Mädchen, dem es allein durch sein Talent gelungen war, dem für sie vorgesehenen armseligen Lebensweg zu entkommen.

Meine Mutter hatte sich immer lustig gemacht über das, was sie den Mythos ihrer Herkunft nannte. So schlimm sei es nie gewesen, pflegte sie zu sagen. Sie war nie vernachlässigt oder misshandelt worden, und auch wenn sie anfangs keine echte eigene Familie hatte, so hatte sie doch bald Evie und dann mich, und wir waren ein perfektes Trio, ein eng verbundenes Dreieck der Liebe.

Zumindest muss es so gewirkt haben. In meinen heimlicheren, schamvolleren Momenten fragte ich

mich allerdings, ob Evie es mir nicht eigentlich übelnahm, dass ich hinzukam und die Dinge verkomplizierte, dass ich jenes heilige Bündnis zwischen ihr und meiner Mutter störte. Im Rückblick bin ich mir sicher, dass sie mich geliebt hat, aber verglichen mit dem, was sie für meine Mutter empfunden hatte, verblassten all ihre Gefühle mir gegenüber. Meine Mutter war nämlich ebenso sehr ihre Retterin gewesen wie sie die Retterin meiner Mutter, und ich glaube, dass Evie für einen anderen Menschen schlicht nicht ebenso tief empfinden konnte. Ich halte es nicht für falsch zu behaupten, dass Evie in meiner Mutter nicht nur die Tochter fand, die sie selbst nie hatte haben können, sondern mit ihr vielleicht auch die Erfolgsgeschichte erlebte, die nie ihre eigene hatte werden können.

Nach dem Flugzeugabsturz zog ich wieder in das Haus in Battersea, wo wir drei zusammen gelebt hatten: ein großes, vollgestopftes, umgebautes viktorianisches Gebäude in einer der Straßen, die vom Park weg führen. Jetzt wohnte nur ich noch dort. Evie war schon einige Jahre zuvor in ein Heim gezogen, nachdem bei ihr eine fortgeschrittene Demenz diagnostiziert worden war. Mum hatte sich lange Zeit geweigert, die Möglichkeit einer Pflegeunterbringung in Betracht zu ziehen. Und ich verstehe, wieso meiner Mutter die Entscheidung so schwerfiel. Immerhin war Evie die Frau,

die sich seit ihrer Kindheit um sie gekümmert hatte; die Frau, ohne deren Liebe und Einfluss sie niemals das Leben gehabt hätte, das sie führte.

Ein Jahr nachdem Mum gestorben war, nahm dann alles seinen Anfang. Ich hatte mir gerade halbwegs eingeredet, dass es mir gutging. Im Rückblick sehe ich allerdings, dass das nicht stimmt. Ich war siebenundzwanzig, und meine Tage bestanden meist aus einer unveränderlichen Routine: Arbeit und Besuche bei Evie.

An jenem Frühlingsnachmittag verlief der Tag anfangs wie immer. Ich kaufte ein paar *cannelés de Bordeaux* – Evies Lieblingstörtchen – aus einer französischen Konditorei und radelte zum Heim. Miriam, eine der Pflegerinnen, erwartete mich in der Empfangshalle.

»Sie fragt schon den ganzen Tag nach Ihnen.«

»Wirklich?« Wenn Evie nach jemandem fragte, dann gewöhnlich nach Mum.

»Ja. Ich habe ihr immer wieder gesagt: ›Sie kommt später, meine Liebe, wie sonst auch.‹ Sie wird sich freuen.«

Sobald ich Evies Zimmer betrat, wusste ich, dass etwas anders war: Ich konnte es spüren. Die Luft war so trocken und stickig wie immer, aber da war noch etwas anderes, ein fremdes Element, ein schärferer Geruch. Evie erwartete mich in ihrem Lehnstuhl, kalkweiß im Gesicht. Sie blickte mich an mit einem Ausdruck, den

ich nicht gleich deuten konnte, weil er so unerwartet war. Es war nicht selige Ahnungslosigkeit oder herzerreißender Kummer – die zwei Zustände, zwischen denen sie hin- und herpendelte. Ich brauchte eine ganze Weile, bis ich begriff, was es war: Angst.

»Evie, ist alles in Ordnung?«

Sie antwortete nicht, sondern sank nur tiefer in ihren Sessel und blickte auf ihre fest gefalteten Hände. Ich stand ratlos da, während die Sekunden stumm verstrichen. Als sie leicht zu zittern begann, geriet ich in Panik, befürchtete, sie habe vielleicht eine Art Anfall. Ich wollte sie bei den Schultern packen, doch sie wehrte mich ab und schüttelte den Kopf. Alarmiert trat ich einen Schritt zurück.

»Evie, bitte sag mir, was los ist.«

»Ich habe es ihr nie erzählt.« Sie sprach sehr leise, wie zu sich selbst. »Ich habe sie belogen.«

Mir wurde unbehaglich. Was auch immer sie zu sagen versuchte, ich war mir plötzlich nicht mehr sicher, ob ich es hören wollte. »Evie, du bist ganz aufgeregt. Was immer es gewesen sein mag, ich bin mir sicher, dass es jetzt nicht mehr wichtig ist.«

»Es ist wichtiger denn je. Ich hätte es ihr erzählen sollen, und jetzt ist sie nicht mehr da, und sie hat es nie erfahren.«

»Aber ich glaube –«

»Nein.« Ihr Ton war scharf, nicht wie sonst das übliche leise Nuscheln. »Nein. Es muss gesagt werden. Ich hätte längst etwas sagen sollen ... schon vor langer Zeit, aber ich liebte sie so sehr, dass ich es nicht konnte.« Sie blickte mich flehentlich an, und ich sah, dass ihre Augen sich mit Tränen füllten. »Das war schrecklich und egoistisch.«

Aus meinem mulmigen Gefühl war inzwischen ernste Besorgnis geworden. »Bitte, Evie! Wovon redest du?«

»Ihre Mutter. Sie kam sie besuchen.«

Ich starrte sie verständnislos an. »Wessen Mutter?«

»Junes. Sie wollte sie sehen, und June hat es nie erfahren.«

Mums biologische Eltern waren in unserem Leben nie präsent gewesen, nicht einmal als Abwesende. Wir sprachen einfach nie von ihnen.

Evie hielt das Gesicht mit den Händen bedeckt, und es folgte eine lange Pause, in der ich überlegte, was ich sagen oder tun könnte. Schließlich stieß sie einen gewaltigen, rasselnden Seufzer aus, der ihr offenbar genügend Kraft verlieh zu sprechen. Ruhig und langsam, präzise: »Als June zwanzig Jahre alt war, erhielt ich einen Brief. Von einer Frau, die behauptete, ihre Mutter zu sein. Es war ... so merkwürdig, der Brief tauchte einfach so aus heiterem Himmel auf. Sie schrieb, wenn wir uns träfen, würde sie alles erklären.«

»Und hast du dich mit ihr getroffen?«

Evie sah mich kläglich an, und ich ahnte schon die Antwort. »Nein, nie. Ich konnte es nicht, verstehst du? Ich hatte zu viel Angst. Ich hatte Angst, dass sie womöglich die Wahrheit sagte. Ich versuchte mir einzureden, dass das absolut unwahrscheinlich war. Deine Mutter war im Begriff, berühmt zu werden ... Wir bekamen Post von allen möglichen seltsamen Menschen, Menschen, die gern Teil ihres Lebens sein wollten, die Dinge von ihr verlangten.«

»Du dachtest also, der Brief könnte von einem verrückten Fan stammen?«

»Das habe ich mir jedenfalls eingeredet, ja. Aber sie schickte mir noch etwas.« Sie schenkte mir ein furchtbares Lächeln und schüttelte den Kopf. »Ein Bild. Und da wusste ich, dass sie die Wahrheit sagte.«

»Welches Bild?«

Evie erhob sich mühsam und schlurfte zu ihrem Schreibtisch. Der Umschlag, den sie mir reichte, war leicht und sehr alt, das braune Papier so trocken und mürbe wie ein Blattskelett. Schon der Druck meines Daumens reichte, um einen leichten Riss zu hinterlassen. Ich betrachtete den Umschlag, verwundert darüber, dass etwas so Nichtiges die Ursache solch lähmender Angst sein konnte.

»Ich möchte, dass du ihn mitnimmst und ihn alleine

öffnest«, bat Evie mich. »Ich möchte, dass du dir ohne mich anschaust, was darin ist.« Ich starrte sie an, und sie nickte mir kaum merklich zu. »Bitte, nimm ihn.«

Wieder zu Hause, öffnete ich das poröse Päckchen mit großer Sorgfalt und ließ den Inhalt auf das Sitzkissen gleiten. Zwei einzelne Bögen, so dünn wie der Umschlag, vom Alter vergilbt. Einer davon war ein Brief, in einer interessanten Handschrift beschrieben – kalligrafisch, leicht verschnörkelt.

Liebe Miss Darling,

ich bin mir bewusst, dass dieser Brief ein ziemlicher Schock sein wird, sowohl für Sie selbst als auch für June. Ich fürchte, ich weiß nicht recht, wie ich fortfahren soll, ohne gleich zur Sache zu kommen. Bitte entschuldigen Sie also das Fehlen einer Einleitung. Ich bin Junes Mutter. Ich habe sie fast auf den Tag genau vor zwanzig Jahren geboren.

Ich weiß, was Sie jetzt wahrscheinlich denken: dass ich mein Kind in einem Anfall von Egoismus im Stich gelassen habe und mich jetzt, nach all diesen Jahren, plötzlich anders besonnen habe. Aber so war es nicht. Wenn Sie mir gestatten, mich Ihnen beiden zu erklären, glaube ich, dass Sie verstehen werden, dass mir keine andere Wahl blieb.

Es ist schwierig, dies alles in einem Brief zu erklären, und wenn ich die ganze traurige Geschichte aufschreiben müsste, würde man sie wohl kaum glauben können, das ist mir durchaus bewusst. Von daher bitte ich Sie – und June –, sich mit mir zu treffen. Falls Sie einverstanden sind, werde ich Sie in der nächsten Woche jeden Nachmittag in meinem Zimmer im Claridges Hotel erwarten. Bitte fragen Sie unten nach Célia, und man wird Sie zu mir führen. Ich stelle keine Forderungen – ich weiß, dass ich dazu kein Recht habe. Ich möchte Sie nur um eines bitten: Gewähren Sie mir die Möglichkeit, meine Tochter zu sehen, damit sie begreifen kann, dass ich sie nie im Stich gelassen habe.

*Mit freundlichen Grüßen
Célia*

Ich griff nach dem zweiten Bogen. Er fühlte sich steifer an, feiner Karton, eine Seite leer. Ich drehte ihn um, und mir blieb die Luft weg. Eine Federzeichnung, exquisit ausgeführt. Es war meine Mutter. Sie saß auf einer Art Picknickdecke, hinter ihr die vage Andeutung von Wasser – ein Fluss vielleicht, ein See. Sie blickte mich direkt an, mit einem kleinen Lächeln.

Erst nach und nach begriff ich, dass es sich gar nicht um meine Mutter handelte. Sie konnte es nicht sein.

Selbst wenn die Haare nicht falsch und die Kleidung nicht seltsam und altmodisch gewesen wären – so wie ich sie nie an Mum gesehen hatte. Denn die Zeichnung war auf das Jahr 1928 datiert.

Die Frau in der Zeichnung besaß die gleiche angeborene unangestrenzte Eleganz wie meine Mutter: Das war sogar in ihrer etwas ungeschickten, dem Zufall des Augenblicks geschuldeten Haltung zu erkennen. Das Lächeln jedoch war absolut das gleiche. Es war ein Da-Vinci-Lächeln – ein Fast-Lächeln – rätselhaft und vieldeutig.

Dieses Bild war nicht das Werk eines durchschnittlichen Talents. Ich bezweifelte, ob ich jemals ein Foto von der Sitzenden hätte machen können, das ihren Charakter so genau erfasst hätte. Ich studierte die Signatur unter dem Datum und konnte zwei ineinandergeschlungene Buchstaben erkennen. Ein S und ein T. Oder ein T und ein S. Mir sagten sie nichts, aber ich starrte darauf, als wären es Hieroglyphen, die mir das Geheimnis der Zeichnung enthüllen könnten.

LONDON, 1986. Kate, eine junge Fotografin, fängt auf ihren Streifzügen durch die Stadt das pulsierende Leben ein. Sie selbst lebt zurückgezogen, Familie hat sie keine mehr: Ihre Mutter war eine Waise und ist vor Jahren gestorben, ihren Vater hat sie nie gekannt. Eines Tages fällt ihr eine alte Zeichnung in die Hände, aus den 1920er Jahren. Und Kate traut ihren Augen kaum: Denn die Frau darauf sieht ihrer Mutter täuschend ähnlich ... Kate beschließt, dem Geheimnis um die Zeichnung und um ihre Familie auf den Grund zu gehen. Und stößt auf ihrer Reise in die Vergangenheit nicht nur auf die Geschichte einer großen Liebe, sondern findet auch den Mut, für ihr eigenes Glück zu kämpfen.

Lucy Foley
Die Stunde der Liebenden
Roman
Ü: Christel Dormagen und
Brigitte Heinrich
460 Seiten. Klappenbroschur
€ 14,99 (D)/€ 15,50 (A)
(978-3-458-36107-7)
Auch als eBook erhältlich



»Sie geht an ihm vorbei, und der silberne Stoff ihres Kleides streift sein Bein. Es ist nur eine winzige Berührung, aber jeder Nerv in seinem Körper vibriert.«

Die Stunde der Liebenden ist ein ergreifender Roman über die Macht der wahren Liebe, deren Magie über Jahrzehnte, Kontinente und Generationen hinweg wirkt – und Herzen und Familien gerade dann miteinander vereint, wenn sie für immer verloren scheinen.

»Eine dramatische Liebesgeschichte ... mitreißend und bewegend.« *Katherine Webb*

»Ein bezaubernder,
verführerischer Roman.«

The Sunday Times

www.insel-verlag.de